

(1278–1378)“ (Tübingen 1999). Sie erfaßt, wo immer dies möglich war, sämtliche Mitglieder der beiden Klerikergemeinschaften an den Basiliken S. Giovanni in Laterano und S. Maria Maggiore, die (mit S. Pietro, S. Paolo f.l.m. und S. Lorenzo f.l.m.) zu den fünf dem Papst unmittelbar unterstehenden Patriarchalbasiliken Roms gehören. Unter den römischen Kirchen kommt ihnen eine herausragende Bedeutung zu, die lediglich noch von der Peterskirche erreicht wird. Die Kanonikergemeinschaften dieser drei Hauptkirchen erlangten, entsprechend deren hohem Rang, ein besonderes „Prestige“. Bis weit in das 16. Jh. hinein hatten Lateran- und Marienkirche über ihren liturgischen Stellenwert als Stationskirchen hinaus auch eine wichtige Funktion im kommunalen Leben Roms inne. Schon von daher ist die Beantwortung nach Herkunft, Laufbahn und Zusammensetzung der Chorherren von S. Giovanni in Laterano und von S. Maria Maggiore (nicht nur) für die Geschichte des römischen Trecento von nicht unerheblicher Bedeutung.

Mit der akribisch gearbeiteten Studie ist ihrem Verf. ein entsprechender Nachweis gelungen, und dies, wie eingangs schon gesagt, in sehr beeindruckender Weise. Die in zwei Hauptteile gegliederte Arbeit (Teil 1: Eine Sozialgeschichte der Kapitel von S. Giovanni in Laterano und S. Maria Maggiore; Teil 2: Prosopographische Verzeichnisse der Kanoniker) bringt präzise erstellte Biogramme, die auch private Belege aus dem Leben dieser Kanoniker beleuchten. Sie bilden die Grundlage für einen „Querschnitt“ zu ihrer Lebenswelt, der in besonderer Weise die sozialen Bezüge (Familie, Klientel, Bildung, Karriere) dokumentiert. Daß der Verf. stets auch die politischen Größen (allen voran die Päpste) und die Machtverhältnisse der römischen Kommune, die direkt und indirekt auf die Zusammensetzung dieser beiden prominenten Gruppen im höheren römischen Klerus Einfluß nahmen, mitbedenkt, macht die Untersuchung um so wertvoller.

München

Manfred Heim

## Reformation

Jussen, Bernhard / Koslofsky, Craig (Hg.): *Kulturelle Reformation. Sinninformationen im Umbruch 1400–1600* (= MPIG 145), Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1999, 386 S., geb., ISBN 3-525-35460-6.

Daß die Reformation nicht ohne Voraussetzung und nicht ohne Vorgeschichte war, daß sie sich anbahnte und daß sie eine Antwort auf im Spätmittelalter formulierte Desiderate (und auch Gravamina) war, ist inzwischen an vielen Aspekten, unter anderem am Themenfeld Reformation und Stadtkultur, gezeigt worden. Der vorliegende Sammelband, „ein eher monographisch angelegtes Buch“, dessen von Kirchen- und Allgemeinhistorikerinnen und -historikern verfaßte Beiträge sich um von den damaligen Zeitgenossen verwendete Begriffe gruppieren (9f.), will diesen Sachverhalt unter dem im Buchtitel genannten Deutungskonzept untersuchen und die bisherige, theologische- oder sozialgeschichtliche Fragestellung durch eine im Sinne der historischen Kulturwissenschaften formulierte überwinden (13).

Dementsprechend erläutern die Herausgeber in ihrer Einleitung, die die Er-

gebnisse der Einzeluntersuchungen ausgewertet, die zugrunde liegenden methodischen Voraussetzungen. Die zehn Kapitel des Buches sollen empirische Tests sein (15), die sich auf die Frage konzentrieren, „wie eine Kultur sich selbst handelnd und wahrnehmend permanent neu entwirft, wie sie ihre jeweils dominanten ‚Sinninformationen‘ und Zeichensysteme erzeugt, tradiert und verändert“ (14). Die Reformation wird demnach verstanden als „umfassende kulturelle Transformation zwischen etwa 1400 und 1600“ (17). Es geht, so ließe sich in anderen Worten sagen, um den Wandel im Selbstverständnis und in der Selbstverständigung einer Gesellschaft. Die positive Definition dieses Ansatzes schließt etliche negative ein, die sich vor allem gegen eine theologiegeschichtlich geprägte Perspektive wenden, namentlich gegen Berndt Hamm und seine Rede von Frömmigkeitstheologie (20) und der systemsprengenden Eigendynamik der Reformation als einem Systembruch nach einem mittelalterlichen „Vorlauf“ (23f.). – *Thomas Lentz* untersucht in seinem Beitrag „Andacht“ und „Gebärde“. Das religiöse Ausdrucksverhalten“ die Veränderungen im Verhältnis von religiö-

ser Innerlichkeit und ausdrückender Gebärde, das sich im Spätmittelalter zugunsten des Verstehens und der inneren Anteilnahme verschiebt. Wie Lentesc zeigt, hat sich der in der Reformation sichtbare veränderte Umgang mit Texten, liturgischer Sprache und Bildern seit dem 14. Jh. angebahnt. Die These „Die Transformation der religiösen Erfahrung von Außen nach Innen war eine entscheidende Voraussetzung für die Ereignisgeschichte der Reformation“ (64, vgl. 33) liest sich dann allerdings etwas zugespitzt. – *Susan C. Karant-Nunn* knüpft mit ihrem Beitrag „Gedanken, Herz und Sinn“. Die Unterdrückung der religiösen Emotionen“ daran an. Auch wenn sich zeigen läßt, daß in der Reformation Emotionen unterbunden wurden, muß die Autorin selbst zugestehen, daß diese auch umgestaltet wurden und die Resistenz emotionaler Ausdrucksformen gegen Veränderungen hoch war. Allerdings ergibt sich aus der grundsätzlich überzeugenden Feststellung, „daß das frühere Ideal affektiver Frömmigkeit nicht mehr annehmbar war“ das etwas eindimensional erscheinende Bild einer Art von reformatorischem Stoizismus, einer „Gottgefälligkeit in ruhiger Dankbarkeit und unbewegtem Gehorsam“ (91). – *Bernhard Jussen* geht in seinem Aufsatz „Jungfrauen‘ – ‚Witwen‘ – ‚Verheiratete‘. Das Ende der Konsensformel moralischer Ordnung“ auf die Veränderung des mittelalterlichen Ordo-Denkens (Gradualismus) ein: Die drei im Aufsatztitel genannten Gruppen von Menschen wurden im Spätmittelalter nicht mehr nach ihren religiösen Verdiensten klassifiziert, sondern als bloße Lebensalter angesehen, wie überhaupt der Verdienstgedanke auf Laien ausgedehnt worden (bei Bernhard) oder ganz zurückgetreten sei (bei Meister Eckhart). Schlußfolgerungen für die Reformation werden nicht gezogen. – Eine für das Städtewesen überaus interessante Gruppe nimmt *Christopher Ocker* in den Blick: „Rechte Arme‘ und ‚Bettler Orden‘. Eine neue Sicht der Armut und die Delegitimierung der Bettelmönche“. Die Gleichsetzung der Bettelmönche mit vagabundierenden Armen ermöglichte im 16. Jh. ihre Ausgrenzung aus der städtischen Gesellschaft. Diese Entwicklung hatte ihre Wurzeln im Spätmittelalter, und insofern kommt der Autor zu dem Ergebnis, Luthers Kritik an den Bettelmönchen habe nichts Neues gebracht (157). – Einen für das Selbstverständnis der Gesellschaft wesentlichen Aspekt behandelt *Mireille Othenin-Girard*: „Helfer‘ und ‚Gespenster‘. Die Toten und

der Tauschhandel mit den Lebenden“: Einzelne Elemente des durch die Totenmemoria ins Werk gesetzten Wechselgeschäfts zwischen Lebenden und Toten wurden schon vor der Reformation in Frage gestellt. Die Autorin bietet einen Überblick über die bekannten, mit diesem Thema verbundenen Sachverhalte, die zur Trennung der Sphären von Lebenden und Toten in der Reformation führten. Ob sich Luthers teilweise radikale Äußerungen und die massiven Veränderungen durch die Reformation wirklich unter dem Stichwort „Transformationsprozesse“ fassen lassen (182), mag man angesichts der eigenen Darstellung der Autorin doch in Frage stellen (187). – Der Beitrag von *Craig Koslofsky* schließt an dieses Thema an: „Pest‘ – ‚Gift‘ – ‚Ketzerrei‘. Konkurrierende Konzepte von Gemeinschaft und die Verlegung der Friedhöfe (Leipzig 1536)“. Koslofsky verfolgt die Geschichte der Friedhofsverlegungen bis vor die Reformation. Als aufschlußreiches Beispiel wird die Kontroverse um die Etablierung des Leipziger Johannisfriedhofes als des nun außerhalb der Stadtmauern liegenden Hauptfriedhofes dargestellt: Diese vom altgläubigen Herzog Georg im Sinne der Vermeidung von Ansteckungsgefahr geförderte Maßnahme konnte von ihren Gegnern als Ergebnis einer Ansteckung mit der lutherischen Lehre interpretiert werden. – *Valentin Groebner* behandelt in seinem Beitrag „Abbild‘ und ‚Marter‘. Das Bild des Gekreuzigten und die städtische Strafgewalt“, die Ambiguität und das beunruhigende Potential“ (238), welches die Zeitgenossen des 15. und 16. Jh.s in den Bildern des Gekreuzigten wahrnahmen. Dargestellt wird, welche Empfindungen und Konnotationen bei den zeitgenössischen Betrachtern freigesetzt wurden, die im Gekreuzigten einen Delinquenten ihrer Zeit und in den Passionsspielen die Inszenierung aktueller Hinrichtungen wiedererkennen konnten. So diente die religiöse Ikonographie und Dramaturgie auch der Darstellung städtischer Strafgewalt. – Der Beitrag von *Susanne Pohl* befaßt sich ebenfalls mit der Sphäre des Rechts: „Ehrlicher Totschlag‘ – ‚Rache‘ – ‚Notwehr‘. Zwischen männlichem Ehrencode und dem Primat des Stadtfriedens (Zürich 1376–1600)“. Die Reformation in Zürich wird hier als Verstärkung der vorreformatorischen Tendenz gesehen, männliche Ehrbehauptung dem Ziel des Stadtfriedens unterzuordnen. So wurde auch der „ehrlliche“, also einfache, Totschlag stärker sanktioniert und nur noch die Notwehr akzeptiert. Die

Ehre wurde nun verstärkt mit der Ehre des Gemeinwesens identifiziert, die von den Gewalttätern verletzt wurde. – Ebenfalls ein lokales Beispiel stellt *Norbert Schmitzler* vor: „Kirchenbruch‘ und ‚lose Rotten‘. Gewalt, Recht und Reformation (Stralsund 1525)“. Der Stralsunder Bildersturm erweist sich als Werk vor allem von Gesellen, die als „loses Volk“ angesehen wurden. Sie agierten aber nicht selbstständig, sondern als Werkzeug einer Gruppe des Rates, die die Reformation mit Gewaltmaßnahmen vorantreiben wollte. Konflikte im Rat und um die Durchsetzung der städtischen gegen die geistliche Gerichtsbarkeit lassen sich schon im 15. Jh. nachvollziehen. Der Beitrag bleibt im Ergebnis etwas unfertig, will aber in methodischer Hinsicht auf „die Problematik des Zusammenspiels von gesellschaftlichen Ordnungsvorstellungen und entsprechenden Handlungsstrategien“ hinweisen (315). – Viele Beiträge befassen sich mit ikonographischen Fragestellungen und sind entsprechend mit Bildmaterial versehen. Dies gilt besonders für den Aufsatz von *Charles Zika*: „Magie‘ – ‚Zauberei‘ – ‚Hexerei‘. Bildmedien und kultureller Wandel“. Ikonographie und literarische Deutung tendieren an der Wende zum 16. Jh. dazu, übernatürliche Kräfte mit der Wirkung des Teufels zu erklären. Damit hängt der Aufschwung des Hexenwahns zusammen. Zur Darstellung der Hexenkunst wird eine eigene Bildersprache entwickelt. Der Beitrag hat keinen explizit reformationsgeschichtlichen Anknüpfungspunkt.

In der Gesamtschau bieten die Beiträge tatsächlich ein recht zusammenhängendes Panorama der „kulturellen Transformationen“. Hier und da wird man die Ausblendung der theologiegeschichtlichen Sicht als Defizit empfinden, wenn es etwa darum ginge, nach der sinnformierenden Kraft des neuen Sakramentsverständnisses zu fragen. Flugschriften, Traktate, Katechismen und das deutsche Neue Testament gelten offenbar nicht als sinnformierend; sie werden ausgeklammert. Hätten sich die semantischen Umordnungen und begrifflichen Neukonstruktionen, hätte sich also die Reformation auch vollzogen, wenn es keine Reformatoren gegeben hätte? Tatsächlich müssen „die Vertreter des kirchenhistorischen Blicks“ nicht befürchten, „daß die Bedeutung des Religiösen geschmälert wird“, doch geht es hier um Religion in der Dimension „kultureller Semantik“ und „sozialer Praktiken“ (20). Immer wieder wird sichtbar, daß es neben den Transformationen Resistenzen

gab; hier hätte die Auswertung von Kirchenordnungen, die doch Transformationsprozesse forcieren sollten, weiterführen können. Deutlich wird auch, daß eine Gesellschaft ihre Sinnformationen und Zeichensysteme nicht selbst und selbstverständlich verändert, sondern daß hier verlangsamende und beschleunigende Kräfte wirksam werden. Wie lassen sich also Phänomene wie „gescheiterte Reformation“ oder „radikale Reformation“ einordnen? Diese Fragen gehen aber schon über den selbst gesetzten Rahmen der Herausgeber und Verfasserinnen und Verfasser hinaus. Sie schmälern nicht den Erkenntnisgewinn durch die Lektüre der Beiträge, deren methodische Fragestellung im übrigen auch für andere historische Übergangsphasen fruchtbar sein könnte.

Kiel

Klaus Fitschen

*Conrad, Anne (Hg.): „In Christo ist weder man noch weyb“ – Frauen in der Zeit der Reformation und der katholischen Reform (= KLK 59), Münster (Aschendorff) 1999, 232 S., kt., ISBN 3-402-02980-4.*

Die in diesem Band von vier Historikerinnen sowie von vier katholischen und zwei evangelischen Theologinnen verfaßten Beiträge zum Denken und Leben von Frauen in der Reformationszeit sind ein eindrückliches Beispiel für den Gewinn sowohl geschlechterbezogener als auch vergleichender interkonfessioneller Reformationsforschung. In zehn materialreichen Aufsätzen spüren die Verfasserinnen der Frage nach, wie zumeist bürgerliche Frauen an den konfessionellen Auseinandersetzungen im 16. Jh. gestaltend oder erleidend teilhatten, von ihnen befreit oder diszipliniert wurden und in dem allen ihre oft erstaunlich eigenständigen Entscheidungen trafen. Dabei zieht sich wie ein roter Faden durch alle wiederbelebten Lebensgeschichten eine unabhängig von der konfessionellen Zugehörigkeit bestehende erstaunliche Ähnlichkeit in bezug auf das weibliche Selbstverständnis, die von Frauen praktizierte Frömmigkeit, das Geschlechterverhältnis, die Eheinschätzung und das Engagement im sozialen und kirchlichen Raum. Ferner lassen sich in allen Lagern christozentrische, biblizistische und spiritualistische Aufbrüche unter religiös in Bewegung geratenen Frauen beobachten. Auch wenn insbesondere die letzteren von seiten der professionsbewußten männlichen Amtskir-